Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **7 (1951)**

Heft 1

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

1. Die unmittelbaren Mitglieder des Gesamtvereins zahlen mindestens 7 Fr.

2. Die Mitglieder des Zürcher Sprachvereins zahlen mindestens 8 Fr.

3. Nichtmitglieder zahlen mindestens 7 Fr.

4. Die Besteller (Mitglieder der Schriftsetzer- und Korrektorensparten und der Gesellschaft für deutsche Sprache in St. Gallen) zahlen mindestens 5 Fr.

Die Mitglieder des Vereins für deutsche Sprache in Bern zahlen mindestens 8 Fr. auf Postscheckkonto III 3814.

Freiwillige Beiträge, die nicht ausdrücklich für einen der Zweigvereine bestimmt sind, fallen in die Kasse des Gesamtvereins.

Für die Zusendung von Anschriften, an die wir Werbestoff schicken können, sind wir stets dankbar, ebenso für persönliche Werbung.

Der Ausschuß

Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Wenn der Schriftleiter den Jahrgang immer wieder eröffnet, indem er aus seiner reichen Sammlung sprachlicher Verstöße einige herausnimmt, so tut er das, um zu zeigen, wie nötig Sprachpflege auch nach der Schulzeit immer noch ist. Sie stammen ja nicht aus den Heften ungeschickter Schüler; es sind aber auch nicht vereinzelte, seltsame sprachliche Unglücksfälle aus entlegenen Käsblättern, wie sie andere Zeitschriften, lediglich zur Erheiterung des Lesers, zu bringen pflegen, auch nicht Luftsprünge überspannter Sprachakrobaten — sie sind meistens irgendwie bezeichnend für den Stand der allgemeinen Sprachbildung — nein, nicht der allgemeinen, sondern der verhältnismäßig höhern, denn sie stammen aus ton-(oder mißton-)angebenden Zeitungen und haben ein gewisses „typisches Gepräge". So greift er aufs Geratewohl aus einem überfüllten Fach seines Schreibtischaufsatzes ein gutes Dutzend heraus (es bleiben ihm immer noch gegen zweitausend); sie stammen zufällig alle aus dem Juni 1945 — es ist seither kaum besser geworden. Es sind gröbere und feinere Steine darunter; einige Stücke sind auch gar keine Steine, nur etwas harte Erdklümpchen, d. h. es handelt sich nicht um eigentliche Fehler, nur um mehr oder weniger harmlose Ungeschicklichkeiten.

Zuerst aber ein Beispiel aus der allerjüngsten Vergangenheit, sogar aus der politischen. Zur sprachpolitischen Seite der bernischen Volksabstimmung über die Jurafrage wollen wir zwar nur sagen: Es wird gut sein so. Aber sprachlich wäre es doch noch ein wenig schöner gewesen, wenn man den Namen Jura auch richtig dekliniert hätte, wenn man ihm im Wesfall das -s gegönnt hätte, das nun einmal im Deutschen bei starken Hauptwörtern das Zeichen des Wesfalls ist. Nun ist es ja freilich mit der Beugung der Eigennamen eine eigene Sache, und sie wird immer noch eigener; sie scheint zu verkalken. Lessing durfte noch schreiben: „Was Corneillen recht ist, ist Shakespearen billig"; Goethe erzählte die Leiden „des jungen Werthers" — heute dürfte er nur noch „Werther" schreiben. Daß man ganz fremd klingende erdkundliche Namen nicht mehr zu beugen wagt und sagt: des Gaurisankar, des Mississippi, ist zimperlich, aber noch einigermaßen begreiflich; es könnte ja jemand meinen, das -s gehöre zum Werfall wie bei den Ufern „des Ganges"; aber die Herren Geographen wagen heute sogar die Namen einheimischer Berge und Hügel, die auf -berg oder -horn ausgehen, kaum mehr ordentlich zu behandeln. Man liest von der Höhe „des Schauenberg" (im Tößtal!) oder „des Weißhorn". Auch von den Ufern „des Rhein" hat man schon gelesen. All das klingt doch etwas hart. In einem Artikel der „NZZ" über die Berner Abstimmungsvorlage stand zuerst einmal „des Juras", aber offenbar nur aus Versehen; denn nachher kam neunmal „des Jura". Der eine Leser gewöhnt sich daran, dem andern tut es immer mehr weh. Wenn man den innigen Zusammenhang des alten Kantonsteils mit dem Jura auch sprachlich hätte ausdrücken wollen, hätte man seinen Namen nach den Sprachgesetzen Alt-Berns behandelt und ihm sein Wesfall-s gegönnt. Wenn man dem Jura aber auch sprachlich entgegenkommen wollte, hätte man gerade auch „des Schüra" schreiben können.

Das war kein Stein, nur ein Erdklümpchen. Ein grober Fehler aber war die Wendung „angesichts des Wohnungsmangels und dem Begehren ..."; bezeichnend ist daran, daß das Bedürfnis nach dem Wesfall nicht über das erste Wort hinausgereicht hat, sondern gleich nachher der in solchen Schwächeanfällen beliebte Wemfall auftauchte. Daß der Beisatz oder die Apposition ein schwieriges Satzglied ist, wissen wir schon lange. „Als" ist ein Bindewort, aber es verliert oft seine

verbindende Kraft und führt statt zum Fall des Beziehungswortes zum primitiven Werfall: „Mit dem Nationalitätsprinzip als giftige (statt: giftiger) Lockspeise"; „mit neun Negern als Chauffeure" (Chauffeuren!); „als Delegierter und Präsident gelang es ihm" usw. Das letzte Beispiel ist lehrreich. Das fremdsprachige Mittelwort „Delegierter" hat doch noch eine deutsche Endung; darum muß es unfehlbar im Wemfall heißen: „Als Delegiertem gelang es ihm". Aber auch der „Präsident" steht im Wemfall, und das muß sichtbar werden: „als Präsidenten gelang es ihm". Das mag manchem zu korrekt, also pedantisch klingen, während man beim deutschen Wort unbedingt den Wemfall setzen würde: als Vorsitzendem gelang es ihm. Aber richtig ist halt doch nur: „Als Delegiertem und Präsidenten gelang es ihm."

Daß sich zum Austausch wissenschaftlicher Arbeiten „bereits schon" Organisationen gebildet haben, ist sachlich erfreulich, aber sprachlich nicht; denn „bereits schon" ist ein in der Mundart geläufiger „Pleonasmus", — aus der Feder eines Hochschullehrers wirkt er etwas befremdlich. Nicht einmal aus der Mundart zu erklären und zu entschuldigen ist die Nachricht, die tschechoslowakischen Streitkräfte seien „hinreichend stark genug". „Hinreichend" sagt soviel wie „genug" und darum genug. Ein häufiger Fall von gedankenloser Überfülle ist es auch, wenn jemand „nicht in der Lage ist, eine Erklärung abgeben zu können". Wer in der Lage ist, der kann es, und wer es kann, ist dazu in der Lage. Viele Worte, wenig Gedanken! Der Fall gehört in die Gesellschaft, wo man auch „gezwungen ist, zu müssen" oder „die Erlaubnis hat, zu dürfen". Erheiternd wirkt in diesem Zusammenhang die treuherzige Versicherung, das Leitwort einer eindrucksvollen Zusammenkunft sei „ein positives Ja" gewesen. Freuen wir uns, daß es kein negatives Ja und kein positives Nein gewesen!

Etwas unklar ist die Kunde, der Eisenbahnverkehr über Voghera erfordere „zweimaliges Umsteigen am Po und Ticino" — muß man wirklich viermal umsteigen? Man wird doch den Verdacht nicht los, je einmal würde genügen? Im ersten Fall würde „je zweimaliges" jeden Irrtum ausschließen, im wahrscheinlicheren zweiten Fall ein Komma nach „Umsteigen" genügen. Der Übersetzer scheint nicht gewußt zu haben, daß der zweite Fluß auf deutsch Tessin heißt.

Verunglückt ist der Satz: „Was die Qualität und die beanstandete Einförmigkeit des Geschmacks der Suppe anbelangen, . . ., erinnert unsere Ernährungsbehörde an die gespannte Versorgungslage." Der Verfasser versteht das Wort „anbelangen" nicht. Qualität und Geschmack belangen selber nichts an, etwas belangt umgekehrt sie an. „Anbelangen" bedeutet soviel wie betreffen, angehen; man würde aber z. B. nie sagen: „Was Qualität und Quantität anbetreffen" oder „angehen"; sie werden selber betroffen oder angegangen; sie sind Wenfallergänzungen und nicht Satzgegenstände; also sagen wir „angeht".

Von dem bedauerlichen Schwinden des Gefühls für die Möglichkeitsform, den Konjunktiv, sprechen Sätze wie: „Die Entscheidung, ob ein Mitglied (der Vereinigten Nationen) den Frieden bedroht oder gebrochen hat, . . ." Gewiß, es geht auch so; aber ausdrucksvoller, anschaulicher wäre es eben doch, ob es bedrohe oder gebrochen habe — wir sehen das Zünglein der Waage noch schwanken und schweben selber zwischen Furcht und Hoffnung. Ebenso in: „Die Behörde erwartet von der Bevölkerung, daß sie Vertrauen in die behördlichen Maßnahmen hat" — habe würde die Erwartung, aber auch die Unsicherheit deutlicher ausdrücken. Ebenso: „Ihr glaubt, daß nicht ihr, sondern eure Führer dafür verantwortlich sind" — daß dem nicht so ist, daß die Angesprochenen selber verantwortlich sind, ihr Glaube also irrig ist, würde durch „seien" kräftiger betont. In allen diesen Fällen würden wir im Schweizerdeutschen die Möglichkeitsform setzen und sagen: „Ob eine de Friede broche hei (oder heig); daß me Vertraue hei; ihr glaubed, euri Füerer seied (oder sigid) schuld." Das Schwinden der Möglichkeitsform bedeutet einfach eine Verarmung an Ausdruckskraft, und da wir in der Mundart noch ein feines Gefühl dafür haben, ist nicht einzusehen, warum wir in unserm Schriftdeutsch verarmen sollen.

Manchen Leser wird es auch noch stören, daß ein Komitee ermächtigt worden ist, eine gewisse Scheinregierung „zu anerkennen"; er würde selber sagen: „anzuerkennen". Aber er würde vielleicht im Widerspruch dazu sagen: „Ich anerkenne" statt „Ich erkenne an", wie es grammatisch dazu passen würde. „Anerkennen" gehört zu jenen paar trennbar zusammengesetzten Zeitwörtern, die zu den untrennbaren überzugehen im Begriffe sind. Das ist begreiflich, weil sich mit dem losgetrennten „an"

keine Vorstellung mehr verbinden läßt, im Gegensatz etwa zu „obliegen", wo man bei dem „ob" in dem Satz „Es liegt mir ob" noch eine räumliche Vorstellung hat wie in „Es liegt mir auf" (als „Aufgabe"). Trotzdem ist auch „obliegen" bereits ins Schwanken geraten, und man muß nicht selten die schwächere Form hören: „Es obliegt mir."

„Der Regierungsrat wird Personen, die der Bundesrat nicht verfolgt, aber von uns als gefährlich betrachtet werden, ausweisen." Was stört uns in diesem Satz? Er ist doch in Ordnung; denn beide Relativsätze beginnen ja mit demselben Fürwort „die"; also kann man es das zweitemal weglassen? Man könnte doch auch sagen: „Personen, die der Bundesrat nicht verfolgt, (die) wir aber als gefährlich betrachten" oder „Personen, die vom Bundesrat nicht verfolgt, (die) von uns aber als gefährlich betrachtet werden." Was soll also an der ersten Fassung nicht recht sein? Und doch ist uns nicht recht wohl dabei. Warum? — Darum: es sind doch zwei verschiedene „die". Wenn sie auch dem Ohre gleich lauten, dem Sinne nach, ihrer Bedeutung im Satze nach sind sie verschieden. Das erste ist die Wenfallergänzung zu „verfolgen", das zweite Satzgegenstand zu „betrachtet werden" und daher Werfall. Das erste müßte man ins Französische übersetzen mit que, ins Englische mit whom, das andere mit qui und who. Nun ist freilich zu sagen, daß dieser Fehler, wenn es einer ist, auch bei den Klassikern vorkommt. Goethe schreibt einmal: „Ein Anerbieten, das ich für kein Kompliment halten durfte und (das!) für mich höchst reizend war" (Auch „das" und „was" lauten ja im Wer- und Wenfall gleich), und Schiller: „Was ich vermag und (was ich) bin." Auch bei Keller kommt das mehrmals vor, z. B. „Das Liedchen, das wir wohl allgemein kennen, damals aber verschollen war." Daß solche Leute, denen wir ein feines Sprachgefühl doch nicht abstreiten können, solche Sätze für erlaubt hielten, erklärt sich doch wohl so, daß sie nur „am Rande der Schulgrammatik" aufgewachsen sind, durch die unser Sprachgefühl geschärft worden ist. Wir würden ja auch nicht schreiben: „Die Kuh und Schafe", obschon das Geschlechtswort vor beiden Dingwörtern gleich lautet. Also wird der Regierungsrat „Personen, die der Bundesrat nicht verfolgt, die aber von uns als gefährlich betrachtet werden, ausweisen".

Ein erst seit einigen Jahren häufiger auftauchendes Fremdwort ist „Pool". Da werden einmal „alle Fahrzeuge von Regierungs wegen

zu einem Pool vereinigt" — wie soll man sich das vorstellen? Das neumodische Wort scheint besonders der wirtschaftswissenschaftlichen Fachsprache anzugehören, wo es soviel wie Vereinigung, Verband, Ring, Kartell bedeutet; ursprünglich ist es verwandt mit unserm „Pfuhl" und bezeichnet im Englischen immer noch einen Teich oder Sumpf, ein Sammelbecken also, aber kein appetitliches.

Im Zürcher Corso-Theater traten „vier westschweizerische Singvrenelis" auf — bezeichnend für unsere „Corso-Kultur".

Noch einmal: Mundart und Schriftsprache

Daß die Wertung unserer Schweizer Mundarten nicht nur für den täglichen Umgang, sondern auch im Kulturleben, d. h. in Schule und Kirche (zum Beispiel in der Kinderlehre), im heimatlichen Theater und selbst im Vortrag, in geschäftlichen Vereinsverhandlungen und bei politischen Anlässen in den letzten Jahren bedeutend gestiegen ist, das ist wohl eine unbestreitbare und unbestrittene Tatsache. Einerseits ist dies den Bemühungen unserer Dichter und sonstigen Sprachfreunde, besonders im Kanton Bern, zu verdanken, die es dazu gebracht haben, daß in Novelle und Roman, besonders aber im heimischen Drama eine geistig und sittlich vertiefende Wirkung und erhöhter Genuß zu gewinnen ist. Früher glaubte man es sich schuldig zu sein, bei all jenen Gelegenheiten hochdeutsch zu sprechen und zu schreiben, wenn auch dieses Hochdeutsch oft recht mangelhaft war, oder es blieb das Mundartstück auf einer Stufe, die man nicht als eigentliche Kunst bezeichnen konnte.

Wenn aber heute — ich meine seit etwa zehn bis fünfzehn Jahren — der Gebrauch unserer Mundart — und zwar nicht nur im Kanton Bern, wo sie von jeher den besten Boden hatte, sondern auch in der Ostschweiz — eine ganz auffallende Stärkung erlebt, so ist das offenbar nicht nur der kulturellen Pflege im idealen Sinne zu verdanken; es ist eine ganz deutliche Abwehrbewegung gegen den Nachbar im Norden. Die junge Generation, die nicht mehr die Möglichkeit gehabt hat, in Deutschland zu studieren oder dort auf der Wanderschaft deutsches Wesen und deutsche Sprache aus der Nähe kennen zu lernen, will von der Schriftsprache so wenig wie möglich wissen. Diese ist für viele von ihnen nur das „Hitlerdeutsch", das sie ablehnen. Die Abneigung gegen das